

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 49 (1945-1946)
Heft: 12

Artikel: De Ustig wott cho
Autor: Szadowsky, M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668494>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

De Ustig wott cho

Er ist freilich nicht die Zeit zum Bücherwälzen, der grüne Frühling. Aber einen Band oder ein Heft des Schweizerischen Idiotikons, des lebensvollen Wörterbuches der schweizerischen Mundarten, mag man zu jeder Jahreszeit zur Hand nehmen. Über jede findet man da Wörter und Wendungen aus dem Volksmund, allerlei Volksglauben und mancherlei Bräuche aus allen Ecken des Schweizerlandes.

Es uustägelet, so tönt's aus beglückten Herzen heraus, wenn sie den Frühling spüren, oder nicht minder beglückt und beglückend: es langselet. Der Frühling heisst eben auch der Langsi, wörtlich die Zeit, da die Tage länger werden. In früheren Jahrhunderten gilt auf Schweizerboden auch das Glenz oder das Glenz, z. B. in einer schweizerischen Bibelübersetzung aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts: „Es blünget wie die blumen und rosen in dem glenz“; oder in einem schweizerischen Tierbuch von 1563: „Den ganzen winter bis auf das glenz“; oder in den Wörterbüchern von Frisius und Maaler (ebenfalls aus dem 16. Jahrhundert): „Per wer, im g'lenz, im Früeling oder zue austagen. Asperit annum taurus, wenn die sonn im stier ist, so bricht der glenz daher.“ Ist das nicht urkräftig und frühlingsmächtig ausgedrückt? Übrigens stehen da gerade die Hauptnamen der jungen Jahreszeit beisammen, neben dem Lustig und dem Glenz oder Langsi noch der Früeli(n)g. Freilich ist dieser letzte Ausdruck nicht so recht urhig und bodenständig wie die andern, nicht volkstümlich im eigentlichen Sinn des Wortes. Immerhin sagt im Luzernischen der Volksmund frisch von der Leber weg: Früesoor ist nid Früelig, d. h. das Frühjahr als Kalenderzeit sei noch nicht rechter Frühling als mildere Jahreszeit. In Chur dagegen ist's manchmal schon grüner Frühling, ehe es eigentlich Frühjahr wäre. Im Appenzellerland und im Zürcherischen sagt man: es früeliget, wenn die Vorboten des Frühlings erscheinen, ein Seitenstück zum schon erwähnten langsele(n), das übrigens noch andere Anwendungen zulässt: 's Vee hed guot g'langselet bedeutet, das

Vieh habe einen guten Frühling gehabt, wie es eben vorher auch so oder so g'winteret hed.

„Und Gott sprach: Es lasse die Erd herfürgruenen Gras und Kraut,“ so steht in der alten Zürcher Bibel zu lesen. Es ist ein saftiges Wort, dieses herfürgruenen. Auch in einem alten Luzerner Lied heisst es: „Und jetzt fängt das Frühjahr wieder an und alles fängt zu gruenen an.“ Merkwürdig, wie urwüchsig und so recht grasgrün und grasfrisch unser Ohr und Herz dieses gruenen anmutet gegenüber dem mehr schriftdeutsch klingenden grünen — oder nicht? „Die liebe Sonne erhöhet sich, die Erd' ergruenet, die Bäum' schlagen aus,“ so tönt's im 17. Jahrhundert aus dem Munde eines J. Wyß. Jetzt fangt's a(n) z'gruene(n), so sagt man jetzt noch gern, wenn die Wiesen im Frühjahr grün werden. Auch von einem Menschen kann man die Wendung brauchen: Es gruenet-em, d. h. es fängt an, ihm gut zu gehen. Er ist z'ergruene(n) cho(n) kann man auch von einem sagen, der körperlich oder geistig oder geschäftlich auflebt, aufkommt. Frisch und fromm singt der Psalmist in der Zürcher Bibel: „Seine Name gruone vor der sonnen.“

Und Grün ist ja fürwahr die Leibfarbe der jungen Jahreszeit. Es wird einem ganz wohl ums Herz, wenn man im Schweizerischen Idiotikon sich ein bißchen in der Wortfamilie grünen umtut.

„Der Fink die Musas in die Grüne ladt,“ so hat vor Zeiten einmal ein schweizerischer Freund und Diener der Musen gejubelt. „Leg mich uf die Gruene,“ wünscht ein Ziehl im 16. Jahrhundert. Und bei Jesaias in der Zürcher Bibel heisst es: „In allen Grüenien und in allen Winklen.“ Grüeninen sind schöne grüne Wiesen- und Weidenplätze. D'Grüeni oder der Gruenet ist die Zeit, da das Gras hervordringt und das Laub aus den Knospen quillt. In manchen Gegenden sagt man auch: d'Grueni(n)g chunnt, das keimende Grün der Wiesen kommt hervor. Junge Triebe sind im Luzernischen und andernorts kurzweg s'Gruen, also das Grüne. Grüens kann auch frisches Ge-

müsse sein, für das liebe Vieh Grünfutter: d'Ehue trüjet, git wider mee Milch, sobald sie a(n) 's Grünen chunnt, wenn sie Grünfutter bekommt. Uns Grünen cho(n) oder falle(n) bedeutet mit dem Werfen in die Zeit des Grünfutters, im Frühjahr, fallen. „Wenn die Kühe ins Grüne oder zum Grünen kalben,“ kann man bei Gotthelf lesen. Im Grön, eigentlich im Grün, heißt eine früh grünende Alpe im Entlebuch, im Horstengrön eine abgelegene Alpweide im Bernischen, Alf der Maie(n)grüeni eine Gegend ebenfalls im Bernerbiet, wahrscheinlich im Gegensatz etwa zu einer Märze(n)grüeni. Aus einer schweizerischen Sprichwörterammlung von 1824 ist folgendes zu lernen: Märze(n)grüeni, Jumpsere(n)schöni (oder auch Aprille(n)schöni) und Pfaffe(n)übermuet ist niene(n) zue guet (oder tuet sälten guet).

Für den Grünen Donnerstag gibt ein Schweizer am Ende des 18. Jahrhunderts folgende Erklärung: „Der Donnerstag in der Karwoche heißt der grüne Donnerstag, weil der Heiland an demselben an den Elberg hinausgegangen.“ Übrigens ist Grün auch sonst die Farbe des Heils. In Beatenberg hat man folgendes festgestellt: (We(nn) mu d'Ehinder am Grüendonstig d's erst Mal z'Predigt nimmt, so wärde(n) si b'sinnti, d. h. sie bekommen ein gutes Gedächtnis. Der Tag gilt auch als günstig für die Bestellung der Sommerfaat. Daß Ostern ursprünglich ein „grünes“ Fest war, ein Frühlingfest, die Feier einer germanischen Frühlings- und Lichtgöttin, ein Naturfest, das sieht man noch jetzt aus allerlei Osterbräuchen, z. B. aus dem Schenken von Eiern, auch aus mannigfaltigen Spielen. Ostern gehört auch zu den bedeutungsvollsten Tagen der Volksmedizin und zu den Lostagen für das Wetter: Rägen am Ostertag bringt alli Blag; oder d'Ostereier hinder-em Ofen ässe(n)) und d'Fasnechtchüechli a(n) der Sunne; auch sagt man: Chömen d'Ostere(n), wenn sie well, se chunnt si doch in 'n Aberell; es ist darum bedenklich, wenn man einen Schuldner hat, der z'Maien-Ostere(n) bezahlen will, oder, wie man etwa beifügt, wenn d'Ägerste(n) chalbere(n)d. Eine Bauernregel sagt: Früe Gras, früe Heu; eine andere: Wenn's im Maie(n) vil Gras hed, sött-me(n) e(n) Ehue verchause(n).

Vom Gras nimmt der Volksmund noch manche

saftige und hübsche Redensart. Im Luzernischen sagt er zart und fein: Es ist ke Gresli so chlii, es ist e(n) Ruze(n) debii; und im Appenzellerland mit derbem Humor: Er ist ere(n) i(n)s Mäz ine(n) g'wachse(n) wie e(n) Ehuedräck i(n) Gras, d. h. er ist ihr fest ans Herz gewachsen. Bis doch nit es Gresli und glaub im's, d. h. sei doch nicht so dumm, ihm das zu glauben, so hört man in der Gegend von Aarburg. D's Gras under de(n) Füeße(n) la(n) wachse(n) bedeutet langsam sein: de(r) lat fei(n) Gras unter de(n) Füeße(n) wachse(n), der geht schnell, spuetet sich, ist rastlos tätig. Zum Scherz sagt man auch: Lose(n), wie d's Gras wachst, z. B. wenn man sich ins Gras aufs Ohr legt.

Beherzigenswert und nachahmenswert sind die altschweizerischen Strafverordnungen, die das G'schenten, G'schänden, das Zertreten des Grases und Beschädigen des jungen Grüns überhaupt betreffen. Im Idiotikon kann man sie in Menge finden aus allen Gegenden des Schweizerlandes. So heißt es in einem Zürcher Mandat von 1676, man dürfe nicht „seinem Nächsten mit Durchstrie-len und G'schänden der Gütern, Reben, Hegen und Zühnen Schaden zufügen.“ Schon 1556 wird in Kriens auf besondere Leute und Umstände hin: gewiesen, nämlich: „Als dann vil muotwilliger gsellen sind, wann sy soll wins werden, louffens umhar, zerhouwent hiderben lüten zün, heg und gätter, dadurch ire güeter geschendt werden.“ Nach einem Zürcher Gesetz von 1779 soll der Schulmeister ein Auge darauf haben: „Den Kindern soll der Schulmeister mit Ernst untersagen, daß sie keine Güter schänden und schädigen.“ Einem übermütigen Burschen muß man noch heute d'Schöfli schniide(n), d. h. den Übermut dämpfen. In Hüttwilen wird 1703 verordnet: „Betreffend in den jungen Heuwen, wan Einer oder Eine sich erfrechet, junge Schoß abzuhaue(n), so sollen sy im Verbot sein einen halben Eimer Wein,“ d. h. sie müssen soviel Buße zahlen. Früher waren es besonders Hexen, die Haselschosse brachen, falls sie solche nicht aus des Teufels eigener Hand erhielten. So berichtet ein Zürcher Gerichtsbuch von 1574, eine Hexe habe ein „Kuo mit einem haßlichen Schoß, das sy inn des tüffels nammen abgebrochen, dermaßen geschlagen, das sy desselben tags nidergefallen“, und weiterhin,

„dann were der böße syend uff ein zyt hinder dem hus by iren gsyn und iren ein haßlin schoß zuge stellt“. Freilich brauchte man solche Haselschöffe, am besten drei Stück, gerade umgekehrt auch zur Abwehr von Hexenwerk.

Am Besten aber läßt man den Haselbusch ganz in Ruhe. Ist er doch einer der lieblichsten Frühlingsboten und verkündet uns schon im März, nein, schon im Februar: Der Ustig wott choo.

Dr. M. Szadowsky

Tessiner Vorfrühling

Der „forestiere“, dem es vergönnt ist, schon im März vorzeitige Frühlingsferien im Tessin zu verbringen, sich des andauernd schönen und trockenen Wetters zu freuen, genießt vielleicht hinter seinem Aperoglas hervor oder nächtlicherweile aus dem Hotelfenster das ferne, imposante Schauspiel eines Waldbrandes und findet anderntags in der Zeitung die lakonische Bestätigung dafür, daß so und so viele Quadratmeter Wald das Opfer einer achtlos weggeworfenen, noch brennenden Zigarette oder einer andern, unbekannten Brandursache geworden, daß das Patriziato der Gemeinde so und so um Tausende von Franken geschädigt worden sei.

Der Tessiner Vorfrühling ist ebenso schön wie grausam. Wochenlang wölbt sich ein wolkenlos blauer Himmel über den Tälern. In der dunstigen Ferne verlieren sich noch schneebedeckte Gipfel in einer Symphonie unwahrscheinlicher violetter, blauer, roter Farbtöne. Saphirblau liegt der See zu deinen Füßen. Wie gespenstische Fabelwesen strecken die Kastanienbäume ihre knorrigen Astarme in den Himmel. Noch hält die Erde den Atem an. Die Wiesen und Felder liegen warm, wie geröstet in der Sonne. Eidechsen rascheln durch das dürre Gras und huschen unternehmungslustig über die steinigen Felswege. An den Sonnenhalden fehlen noch die flammendgelben Ginsterblütenbüsche. Nur auf den Wiesen schattenhalb haben sich die bescheidenen weißen und violetten Krokusse hervorgewagt. Die Bächlein, die sonst überall munter bergab sprudeln, sind versiegt. Besorgt und jeden Tag besorgter schauen die Bauern nach dem Himmel, an dem sich immer noch keine Regenwolken zeigen wollen. Die Heuvorräte schrumpfen bedenklich zusammen. Bald zischen die letzten Heufuder aus den höher gelegenen Alpsthälen in riesigen Säcken über die

Seilanlagen zu Tal, während gleichzeitig die Preise für hinzuzukaufendes Heu ins Uner-schwingliche klettern. Kommt es wieder wie letztes Jahr? Muß man die paar Röhre, Ziegen und Schafe wieder mit Getreidestroh durchhalten, bis ein endlicher Regen den halbverbrannten Wiesen das erste Grün entlockt? Muß Giacomina die beiden Lämmchen, auf die sie so stolz ist, aus Futter-mangel wirklich dem macellaio, dem Metzger bringen? Und wenn der ersehnte Regen dann endlich kommt, wird er wieder einmal wochenlang andauern, bis das erste Heu beinahe zu Mist verfault?

Zu alledem auch noch dieser Feueralarm! „Der Wald brennt!“ Alle patrizi, die Mitbesitzer der Gemeindegüter sind und die sich nicht im Militärdienst befinden, werden alarmiert. Mit Schaufeln, Beilen und Gerteln eilen sie an die Brandstätte, um dem wildtobenden Feuer, das sich durch das dürre Laub und Unterholz wie ein gefräßiges Ungeheuer nach allen Seiten ausbreitet, Einhalt zu gebieten. Dieser Waldbrand hat den Patriziern, den alteingesessenen Familien des Dorfes, ja gerade noch gefehlt! Nun wird der Präsident des Patriziats im Herbst wieder einmal erklären müssen, daß infolge des Waldbrandes der Barerlös aus dem Holzverkauf zur Deckung der entstandenen Schäden habe verwendet werden müssen, und daß daher an die Auszahlung der paar Franken an die einzelnen Patrizier nicht gedacht werden könne. Und dabei hätte man diese paar Franken so gut gebrauchen können!

Wertvolle Zeit verstreicht ungenutzt. Gewiß, man kann die Felder und Wiesen reinigen, man hat die Reben längst geschnitten und aufgebunden. Aber die Gärten und Äcker liegen immer noch brach, die Erde ist auf einen Meter tief so pulverig-trocken, daß ans Umgraben und Ansäen